



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das that auch der Alfanz. Und dann gingen sie mit einander heim. Der Bartel büttierte wieder im Dorfe, denn es war nach ihm kein Büttner in den hundert Jahren da aufgekommen. Er wurde als ein aus der Fremde her Eingewandter angesehen. Seine alten Schimpfnamen waren mit der Barte im Fluß untergegangen, und man rief ihn bei seinem Taufnamen Ehrgott. Der Alfanz kam zu ihm in die Lehre nach seiner Konfirmation, ist nach dem Tode des Ehrgott Büttnermeister des Dorfes geworden und ist es noch bis auf den heutigen Tag, und er hat mir einmal auf einem Sonntagspaziergang durch den Wald die ganze Geschichte erzählt mit dem Zusatz, daß er des Bartels Anteil vom Bartel erfahren habe, sonst wisse kein Mensch was davon.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die evangelisch=soziale Agitation. Wenn die Grenzboten schon den frühern Evangelisch=sozialen Kongressen ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben, weil sie für den Verlauf der gegenwärtigen sozialistischen Strömung von symptomatischer Bedeutung waren, so verdient der am 25. und 26. Mai dieses Jahres in Kiel abgehaltne zehnte Kongreß noch mehr Interesse. Die Verhandlungen des Reichstags über den Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitswilligen haben gezeigt, daß die öffentliche Meinung schon bedenklich irre geht. In kaum zwei Jahrzehnten sind viele in das Wirtschaftsleben und die historisch gewordne Stellung des Staats zu ihm tief eingreifende gesetzliche Reformen im Interesse der arbeitenden Klassen durchgeführt worden, wie sie kein andres Menschenalter des Jahrhunderts und kein andres Land der Erde aufzuweisen hat. Trotzdem und trotz einer noch vor dreißig Jahren kaum von irgend einer Seite gehofften Hebung der materiellen Lage der breiten Schicht der unbemittelten Bevölkerung, trotz der eingestandnen Hinfälligkeit des Dogmas von der fortschreitenden Verelendung der Massen, das noch vor zehn Jahren der Grund- und Eckstein der sozialistischen Reformprojekte war, und trotz der Überzeugung der verbündeten Regierungen, daß die Förderung des Arbeiterwohls durch weitere zeitgemäße Reformen zu ihren vornehmsten Pflichten gehöre, trotz alledem sehen wir immer mehr gebildete Männer, die der sozialdemokratischen Partei nicht angehören, sich an Kundgebungen beteiligen, die mit einer früher nur bei der sozialdemokratischen Partei zu findenden Schärfe und Übertreibung allerlei Vorwürfe gegen den Staat in die Massen hinausrufen. Der Staat verabsäume seine Pflicht gegen die Arbeiter bis zur Unerträglichkeit, seine Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung schlage das Gerechtigkeitsgefühl des Volks ins Gesicht, die Lage der Arbeiter spreche der Humanität des Zeitalters Hohn, und die Staatsgewalt gäbe sich dazu her, im Interesse der herrschenden Klasse die untern an dem heiß ersehnten Emporsteigen zu einem menschenwürdigen Dasein zu hindern. Diese außerhalb der sozialdemokratischen Partei so stark angeschwollne sozialistische Strömung ist, das liegt auf der Hand, weit ernster zu nehmen als die Sozialdemokratie selbst. Sie erst setzt die sozialdemokratischen Anklagen und Ansprüche vor dem Volke ins Recht, und sie verdoppelt und verdreifacht damit die sozialdemokratische Macht über die Massen. Sie hat es dahin gebracht, daß das, was man nun einmal unter der öffentlichen Meinung

versteht, heute den Sozialdemokraten tatsächlich Recht giebt und auf der ganzen Linie für sie Partei nimmt. Mit dieser Lage müssen wir rechnen. Wir müssen uns mit ihr zurecht und aus ihr heraus finden, sobald als möglich. Bertuschen und Beschönigen hilft nichts mehr. Nur die rücksichtsloseste Offenheit kann auf Erfolg hoffen.

Es ist klar, welche Bedeutung es hat, wenn bei dieser Lage der Sache ein Mann wie Professor Raftan auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß über das Thema: „Das Verhältnis der lutherischen Kirche zur sozialen Frage“ einen Vortrag hält. Solche Männer müssen sich doch, so sollte man meinen, der Verantwortlichkeit ihres öffentlichen Eingreifens in eine so ernste Bewegung bewußt sein; sie müssen doch einsehen, daß ihre Theorien und Ideen sofort in praktische Forderungen umgesetzt werden können, und daß es deshalb von vornherein geboten ist, sich selbst über das, was sie als soziale Reform vom Staat durchgeführt wissen wollen, klar zu werden und sich klar und unzweideutig darüber auszusprechen. Sie müssen das vollends als ihre Pflicht anerkennen, wenn sie nicht nur ihre eigne persönliche Stellung zu der sozialistischen Bewegung, sondern die Stellung der Kirche zu ihr vor allem Volk kund thun wollen und damit eine Macht der Sache dienstbar zu machen unternehmen, die sie selbst für die größte und heiligste halten.

Professor Raftan gelangte in seinem Vortrage nach Behandlung verschiedener in der Frage neben einander gestellter Ja und Nein und Wenn und Aber, die hier nicht interessieren, in der Hauptsache zu dem Schluß: „Für die Ordnung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens sind im Volkskörper andre Organe als die kirchlichen verordnet“ — aber: „In ihrer eignen innersten Sphäre — der der Verkündigung und des Unterrichts — stellt der Kirche die soziale Bewegung eine Aufgabe, die sie nicht versäumen darf.“ Und diese Aufgabe formuliert er dann dahin, es sei die Pflicht der Kirche, ihre Stimme zu erheben und die soziale Reform auch an ihrem Teil zu befürworten und zu fördern. Aber was versteht er unter „der“ sozialen Reform? Leider hat er das nicht so offen und unzweideutig, wie es seine Pflicht war, gesagt. Er unterscheidet sie an einer Stelle scharf von der innern Mission: „Die Sozialreform ist etwas prinzipiell andres als alle innere Mission. Gerade wer ein Freund der Reform ist, muß auf diesem Unterschied streng bestehen. Es handelt sich in ihr nicht um Liebespflichten, sondern um Fragen der Gerechtigkeit. Sie ist nicht darauf berechnet, Notstände zu lindern, Gefährdete, Verwahrloste, solche, die unter den Schlitten gekommen sind, zu retten und ihrem Mangel abzuhelpfen. Sie will organische Veränderungen im wirtschaftlichen Leben herbeiführen und dadurch Notstände verhindern, im wesentlichen aber — nun eben reformieren, etwas neues schaffen, einen das gesamte Volk in allen seinen Gliedern berührenden Fortschritt herbeiführen.“

„Nun eben reformieren, nun eben einen Fortschritt herbeiführen“ — das ist „im wesentlichen“ aber auch alles, was Raftan als Ziel und Zweck „der Sozialreform“ kund zu geben für nötig hält, wobei er doch der Kirche zuruft: Du hast deine Stimme zu erheben „für die Sozialreform.“

Ein andres mal sagt er: Wir könnten den Menschen nicht in der höchsten und wichtigsten Beziehung, in seinem Verhältnis zu Gott, mündig sprechen, ohne ihm damit in jeder Beziehung „die innere Selbständigkeit als das zu erstrebende Ziel vorzuhalten.“ Darum seien die lutherischen Christen „Freunde und Parteilgänger der Sozialreform,“ d. h. einer auf die Bildung selbständiger Persönlichkeiten angelegten Lebensordnung „gegenüber dem patriarchalischen System, das früher die Meinherrschaft hatte.“ Und weiter führt er aus: „Es sind neue Zeiten heraufgekommen. Wir können uns nicht darüber täuschen, daß die patriarchalische Lebens-

form überall in der Abbröcklung begriffen ist.“ Wir empfänden das vielleicht schmerzlich. Aber es gäbe kein Zurück. Wir müßten vorwärts. „Nur durch umfassende und tiefgreifende Reformen des sozialen Lebens“ dürften wir hoffen, eine neue und befriedigende Lebensform zu erreichen. „Wird sie erst wirklich sein, dann wird man sagen — unsre Enkel und Urenkel vielleicht: Es ist doch die Reformation Luthers, die den Anfang gemacht hat, sie zuerst hat dem alten System der patriarchalischen Bevormundung Fehde angefangen.“ Die lutherische Kirche solle die Zeichen der Zeit erkennen und für „die Sozialreform“ eintreten. Sie solle nicht auf Seiten derer stehn, die vor der Riesenaufgabe zurückschrecken. „Es ist ja leicht, tausenderlei Bedenken aufzubringen. Aber dergleichen zählt in der Kirche nicht. Für sie fragt es sich, was die Wahrheit ist, die Gott ihr zeigt. Im übrigen lebt und handelt man in ihr nach dem Grundsatz: Auf Hoffnung, da nichts zu hoffen ist.“ Und zum Schluß tröstet er seine Zuhörer damit, daß die Technik der Sozialreform die Kirche nicht kümmern; sie habe genug gethan, wenn sie das Volk dahin bringe, mit dem alten Rufe: „Gott will es“ für die Sozialreform einzutreten.

Die Debatte über den Vortrag brachte das Bedürfnis, Klarheit an Stelle dieser grundsätzlichen Unklarheit zu setzen, zwar zum Ausdruck, aber befriedigt wurde es nicht. Die Anschauungen des Kongresses schienen die mit „anhaltendem, stürmischem Beifall“ aufgenommen und von keiner Seite, auch vom Vortragenden in seinem Schlußwort nicht angefochtenen Auslassungen Naumanns noch am vollkommensten wiederzugeben. Das Wort „soziale Reform,“ meinte er, sei in diesem Jahrhundert in einer Weise als abgegriffene Münze hin und her gegeben worden, daß man heute damit keinen bestimmten, recht faßbaren Begriff mehr verbinde. Aber Raftan habe in seinem Referat gezeigt, daß er das Wort „nicht so unbestimmt“ verstehe, sondern eine „ganz bestimmte Richtung“ im Auge habe, wenn er das Wort „Sozialreform“ gebrauche. „Wir müssen, fügte Naumann wörtlich hinzu, uns aber hüten, diese Richtung praktisch sozialer Thätigkeit, die er im Auge hat, hier, wo es sich um die Thätigkeit der Kirche im ganzen handelt, extrem bis in die Ecken hinein formulieren zu wollen. Verstehn Sie mich recht: ich für meine Person scheue mich nicht, auch dieses Verfolgen der Konsequenzen bis in ihre letzten Ecken hinein mit zu machen; aber ich weiß, daß, wenn man an die Kirche als Ganzes appelliert, man ein etwas von Minimalforderungen bringen muß, denn sonst werden wir gar nichts erreichen.“ Das vor allem Wohlthuernde in dem Referate sei, so sagte er, die „Absage an das patriarchalische System auf der ganzen Linie.“ Es sei etwas Großes, daß das heute hier von theologischer Seite so bestimmt gesagt worden sei. „Diesen antipatriarchalischen Geist der evangelisch-lutherischen Kirche, wie er in Raftans Schlußworten dargestellt worden ist, den legen wir fest, indem wir sagen: »Die Kirche fordert Koalitionsfreiheit der Arbeiter!«“

Zwar erinnerte ein Redner, Pastor von Nuckteschell, daran, daß es schließlich doch immer die Liebe sei, die als Lösungsweg für alle sozialen Fragen auch heute zu gelten habe, und daß diese Liebe nie allgemein, nie eine theoretische und abstrakte, sondern eine praktische sei, die sich dem Individuum anpasse und den Einzelnen ins Auge fasse, aber dieser Hinweis auf die in der Wiederbelebung der Liebespflicht der einzelnen bestehende soziale Hauptaufgabe der Kirche, die noch vor zwei Jahren Professor Wendt dem achten Evangelisch-sozialen Kongreß so warm ans Herz gelegt hatte, blieb etwas beiläufiges und fand keinerlei Wiederhall, kaum rechte Beachtung in der Versammlung.

Es ist doch wirklich sehr beachtenswert an dieser „evangelischen“ Bewegung, daß ein hochangesehener Professor der Theologie, wenn er sich bemüht, die Be-

rechtiung und Pflicht der Kirche zur Mitarbeit an der sozialen Frage aus dem Evangelium herzuleiten, der Nächstenliebe, wie sie das Evangelium gelehrt hat, nicht mit einem Worte zu gedenken für nötig hält, sondern nur die Werthschätzung der wirtschaftlichen, auch der „gemeinen am kunstlosen Stoff haftenden“ Arbeit und die „prinzipielle Gleichstellung aller“ als das christliche Fundament für die soziale Aufgabe der Kirche und die Fehde gegen das patriarchalische System als einziges Kennzeichen dieser Aufgabe zu nennen weiß. Naumann übersetzt diese Fehde gegen das patriarchalische System mit Recht in das Verlangen nach Koalitionsfreiheit der Arbeiter, womit er selbstverständlich nur die Benutzung dieser Freiheit zur tatsächlichen, allgemein durchzuführenden Koalition der Arbeiter meinen kann.

Wohin nun soll es führen, wenn es der evangelisch-sozialen Agitation gelingt, die Kirche dazu zu bestimmen, daß sie durch das Mittel „der Verkündigung und des Unterrichts“ für diese Sozialreform eintritt? Was müssen die praktischen Konsequenzen dieser vom Kongreß gebilligten evangelisch-sozialen Agitation sein? Sie können zunächst in nichts anderm bestehn, als in der Erregung des sozialen Kampfs, wo noch Friede herrscht, und in seiner Verschärfung, wo er schon entbrannt ist, und diese Friedensförerrolle soll die Kirche selbst übernehmen mit dem Feldgeschrei: „Gott will es!“

Es erscheint nun freilich, Gott sei Dank, ganz ausgeschlossen, daß die evangelische Kirche, oder vielmehr daß sich die evangelischen Geistlichen, die in den Gemeinden ihres Amtes walten, auch nur zum kleinen Teil zu Schürern des sozialen Kampfs im Sinne des Evangelisch-sozialen Kongresses hergeben werden. Aber die Thatsache an sich, daß dieser Kongreß dazu gelangt ist, ihnen diese Friedensförerrolle zuzumuten, ist doch eigentlich so ungeheuerlich, daß sich die evangelische Kirche der Pflicht des allerentschiedensten Protestes nicht länger wird entziehen dürfen.

Wer die Arbeiterverhältnisse kennt, wie dies bei der Mehrzahl der Geistlichen anzunehmen ist, und ohne Voreingenommenheit beurteilt, wird zugeben, daß die Pflege, Erhaltung und Wiederherstellung „patriarchalischer“ Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, zwischen Nichtbesitzenden und Wohlhabenden, zwischen weniger Gebildeten und Gebildeten noch heute, ja gerade heute in sehr weitem Umfange geboten ist, wenn dem sozialen Elend, dem wirtschaftlichen und sittlichen Verfall im Volke vorgebeugt werden und die erwünschte „Hebung“ der untern Schichten überhaupt ermöglicht werden soll. Nicht einmal die patriarchalische „Bewormundung“ ist zu entbehren. Man sehe sich doch die Zustände in der Landwirtschaft an, dann die im Handwerk, überall die Lage der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter. Ist es nicht eine Ungeheuerlichkeit, der Kirche und den Geistlichen zuzumuten, die patriarchalischen Beziehungen hier grundsätzlich zu bekämpfen und zu zerstören? Kommt nicht gerade jetzt sehr viel darauf an, den Arbeitgebern und überhaupt den besitzenden Klassen ihre patriarchalischen Pflichten wieder einzuschärfen, sie ihnen lieb und wert zu machen? Und wenn Theoretiker diese patriarchalischen Beziehungen für überlebt, rückständig, unhaltbar bezeichnen, dürfen dann die praktischen Volkserzieher, die Geistlichen, diesen Theorien auf ihre Verkündigung und ihren Unterricht Einfluß geben, wenn nicht klar nachgewiesen ist, was an Stelle der patriarchalischen Beziehungen treten soll und sofort treten kann, und daß das nicht nur ein voller Ersatz, sondern ein Fortschritt ist? Nur Narren verbrennen ihr altmodisches Haus, wenn sie kein neumodisches haben können. In der That, es ist eine große Narrheit, die Kirche zum Abbruch der bestehenden sozialen Ordnung aufzurufen, wenn man sich noch nicht über die neue klar ist.

Vielleicht sind sich die Evangelisch-sozialen darüber klar und behalten ihre

Weisheit noch für sich. Doch das ist jetzt, nachdem sie die Kirche in dieser Form zum Kampf aufgerufen haben, nicht länger zu ertragen. Jetzt müssen sie Farbe bekennen, Narren sind sie doch nicht; aber was sind sie sonst? Zu geistreicher Spielerei ist die Sache und die Zeit zu ernst, und das Spiel mit dem Feuer ist zu gefährlich.

β

Goethe und die Philologen. In einem Gespräche, das Goethe mit dem Senenser Philologen C. W. Götting führte, der ihm besonders nahe stand, wie dies aus dem von Runo Fischer herausgegebenen Briefwechsel zwischen Goethe und R. Götting in den Jahren 1824 bis 1831 (München, 1880) hervorgeht, äußert Goethe sein Urteil über Euripides; es wird besonders die Philologen interessieren, die den attischen Dichter gering schätzen. Götting berichtet die Unterhaltung an seinen Freund, den spätern Oberschulrat C. W. Müller in Rudolstadt:

In einem Gespräch über Euripides, dessen Fragmente des Phaethon ihn von neuem so interessierten, daß er eine abermalige Revision der Herstellung versieß, sagte Goethe unter anderm: Sie wissen, daß mir Hermann seine Ausgabe der Iphigenie dediziert hat? (Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit Godofredus Hermannus. Lipsiae, 1831: Goethio Taurica Iphigenia spiritum Grajæ tenuem Camenae Germanis monstratori d. G. H.) Es hat mich gefreut, auch darum, daß ihr Philologen in euern Urteilen konstant bleibt: er nennt mich tenuem spiritum Grajæ Camenae monstratorem: damit scheint er mir fast mit haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht sehr hoch(?) stehe; aber so seid ihr Philologen, weil Euripides ein paar schlechte Stücke, wie Elektra und Helena geschrieben, und weil ihn Aristophanes gesudelt (sic) hat, so stellt ihr ihn tiefer als andre; aber nach seinen besten Stücken muß man einen Dichter beurteilen, nicht nach seinen schlechtesten. Überhaupt seid ihr Philologen, obgleich ihr einen gewissen unverwüßlichen Geschmack habt und durch eure solide stämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Litteratur haben werdet, doch eine Art Wappenkönige; wie diese nur das für ein gutes Geschlecht halten, was seit Jahrhunderten dafür gegolten hat, und sie z. B. meinen Stamm deshalb für einen schwachen halten würden, so ihr in der Litteratur mit Euripides; weil der seit längerer Zeit angefochten wird, sehtet ihr ihn auch an. Und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht! Für sein schönstes halte ich die Bakchen. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als hier geschehen ist? Das Stück habe die fruchtbarste Vergleichung einer modernen dramatischen Darstellbarkeit der leidenden Gottheit in Christus mit der antiken Darstellung eines ähnlichen Leidens, um desto mächtiger daraus hervorzugehn wie Dionysus.

An diese Mitteilung*) erlaube ich mir noch folgende nicht üble Geschichte anzuknüpfen, die sich auf die bekannte Stelle im Faust bezieht:

In Lebensfluten, im Thatensturm
 Wall ich auf und ab,
 Webe hin und her!
 Geburt und Grab,
 Ein ewiges Meer,
 Ein wechselnd Weben,
 Ein glühend Leben,
 So schaff ich am tausenden Webstuhl der Zeit
 Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

*) Sie ist von meinem Kollegen in Vera, Professor Julius Sauppe, zuerst in dem Weimariſchen Sonntagsblatte 1856 veröffentlicht worden.

Der in Köstzig verstorbene Hofrat Dr. Schottin, ein trefflicher Arzt und ein Mann von klarem Geiste, tiefem Gemüt und liebenswürdiger Sitte, gab zu Anfang 1846 eine physiologische Abhandlung in lateinischer Sprache heraus, in der er an verschiedenen Phänomenen nachzuweisen sucht, wie die magnetische elektrisch-chemische Kraft des Aethers Leben weckend auf die Materie wirke. Zu diesen Phänomenen zählt er auch das zuckende Blutkügelchen, den hüpfenden Punkt eines bebrüteten Eies, und bemerkt dabei, daß sich auch hierin jene Zentralkraft wirksam zeige, von der man gelten lassen könne, was von der Weltseele gesagt werde:

*Βίοντων σάλους, Ἀερος θόρουβον
ἀμφέπω ἔνθα καὶ ἔνθ' ὡς ἰσὸν ἐποιχόμενος
γένεσις, τάφος, κῆμ' ἀεναόν,
παναίολος πλοκή. ζέουσα ζωή.
ὡς ἐπ' εὐφρόγγυ χρόνον ἰσὶν ἀόκνος
ζῶον ἐγὼ θεῶν ἐορθος ὑφαίνο.*

Schottin sandte diese Abhandlung seinen „licht- und wärmereichen Freunden“ zu, unter die er auch den Professor Gottfried Hermann in Leipzig zählen durfte. Hermann wurde durch die griechischen Verse überrascht, und zwar um so mehr, als er weder für den Augenblick noch später herausbringen konnte, welchem griechischen Dichter das inhaltschwere Zitat angehören möchte. Endlich wurde ihm das Rätsel durch Hofrat Seidler gelöst, an den sich Hermann deshalb gewandt hatte. Dieser bekannte Philolog August Seidler,*) ein ausgezeichnete Schüler Hermanns, der von 1816 bis 1824 Professor der klassischen Philologie in Halle gewesen war und sich dann auf seinen Landsitz nach Kroffen (zwischen Köstzig und Zeitz gelegen) zurückgezogen hatte, nahm an den physiologischen Studien Schottins, wie auch an der Entwicklung der Altertumswissenschaft den lebendigsten Anteil und hatte auch das Erscheinen der Abhandlung Schottins veranlaßt. In dem ihm vor dem Druck mitgetheilten Manuskripte hatte Schottin die betreffende Stelle mit Goethes Faust deutsch und wörtlich zitiert; Seidler aber machte sich den Spaß, des Erdgeists erhabne Schilderung seiner gewaltigen Natur und vielgestaltigen Wirklichkeit in das vorliegende altgriechische Gewand zu kleiden. Hermann mußte herzlich lachen und bekannte mit Vergnügen, daß er von dem Kroffener Mephisto in der anmutigsten Weise mystifiziert worden sei. Am nächsten Kirchweihfeste wurde Hofrat Seidler von einem befreundeten Landpfarrer, der der Schelmerei zuerst auf die Spur gekommen war, mit dem Toaste begrüßt:

Es lebe der neue Tragöde,
Der täuschend aus Versen von Goethe
Altgriechische Verse gegossen,
Der klassische Erdgeist von Kroffen.

Halle a. S.

G. Lothholz

*) August Seidler schrieb de versibus dochmiacis tragicorum graecorum pars prior 1811, pars posterior 1812 und gab heraus des Euripides Troades 1812, Electra 1813, Iphigenia taurica 1813. Seidler starb am 14. Dezember 1851 in Leipzig. Vgl. über Seidler Burstians Geschichte der klassischen Philologie II. Bd., S. 725.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig